

Susanne Wehde, *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 69) Niemeyer, Tübingen 2000. X/496 S., € 73,-.

Mit den Studien Michael Gieseckes¹ ist offenbar geworden, daß eine kulturwissenschaftliche Konzentration auf die ‚Materialität des Signifikanten‘ nicht in jedem Fall eine ‚Subversion des Sinns‘ zutage fördert. Wie sehr beispielsweise Kommunikation, die sich gedruckter Lettern bedient, schon aufgrund ihrer Form und der technischen Apparatur, die sie ermöglicht, wie sehr mithin typographische Kultur in ihrer konkreten Gestalt auch Ort der Institutionierung eines sozialen und politischen Imaginären – etwa der Nation – ist, hat Giesecke gezeigt. Auf dem Problemfeld der angeführten Studien² bewegt sich auch die umfang- und sehr materialreiche Arbeit Susanne Wehdes.

Gegenstand sind die Bedeutungseffekte, die Typographie jenseits – oder diesseits – ihrer denotativen Funktion, der Aufzeichnung von Phonemen, freisetzt: Im Ausgang von der Unterscheidung der beiden Dimensionen typographischer Praxis (Entwurf von Drucktypen, Anordnung des Letternmaterials auf der Druckfläche) wird die – für sich genommen – heutzutage nicht mehr wirklich überraschende These formuliert, „daß Schriftcharaktere selbst als semantische Größen wirken und die Anordnung der Schriftzeichen die Darstellung semantischer Abläufe, Wertigkeiten und Beziehungen zu leisten vermag“ (S. 11). Interessant ist denn auch eher eine Reihe einzelner Implikationen dieses generellen Befundes, jedenfalls soweit sie von Wehde an konkretem geschichtlichen Material in ihrer Wirksamkeit veranschaulicht werden. Die Untersuchung verfährt zweigleisig, einerseits theoretisch-systematisch, andererseits historisch. An die Einleitung und eine Darstellung des Forschungsstands (Kap. 2: unter anderem zum Komplex ‚Materialität der Kommunikation‘ [Giesecke, Illich und Chartier, Derrida, Kittler] und zu den Aporien linguistischer Schrifttheorie) schließen sich der Versuch einer semiotischen Theorie der Typographie (Kap. 3–5) und zwei lange Abschnitte mit typographiehistorischen Fallstudien an: erstens zu den Stationen des Streits um Fraktur- und Antiquaschrift und ferner um mittelachiales und anachsales Satzschema (Kap. 6), zweitens zu den Interdependenzen zwischen moderner Gebrauchstypographie und Kunsttypographie der ästhetischen Avantgarden in den zwanziger Jahren (Kap. 7).

Wehde lädt den Leser „zu selektiver, ausschnitthafter Lektüre“ (S. 19) ein. Bezogen auf den theoretisch-systematischen Teil der Arbeit muß man das als implizites Eingeständnis werten: Wehdes Versuch einer semiotischen Theorie der Typographie ist weitgehend additiv ausgefallen. Durch den (eklektizistischen) Rückgriff auf Kategorien aus der Semiotik Peirces und Ecos wird – was das eigentliche Erkenntnisziel Wehdes angeht – im wesentlichen nicht mehr als das ans Licht gebracht, was man, wenn auch vielleicht nicht explizit so formuliert hätte, doch irgendwie gewußt hat. Nachdem ausführlich begründet und veranschaulicht worden ist (S. 64–86), „daß es an einem konkreten Zeichenexemplar, das Resultat eines Gestaltungsprozesses ist, nichts gibt, das kategorial außersemiotisch wäre“ (S. 67), erfährt man, daß die Bedeutungen, die Typographie in ihrer Materialität kommuniziert, in den Bereich der „Konnotationsemiotik“ (S. 87) fallen: „Bedeutungskonstitution durch Typographie erfolgt teils nach festen Regeln konnotativer Codierung und teils als freie Interpretantenbildung im Übergangsfeld zu individueller Assoziation und Sinnbildung“ (S. 90), was später unter anderem durch die Unterscheidung zwischen „Bedeutungszuschreibungen auf der Basis kollektiver Wertungen und elementarer kultureller Codierungen von Gestaltmerkmalen“ einerseits und „Semantisierung auf der Basis kulturellen Wissens“ anderer-

¹ Michael Giesecke, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt/M. 1991; ders., *Sinnewandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt/M. 1992. Vgl. *Arbitrium* 12 (1994), S. 167–170 [Anm. d. Red.].

² Als horizonterschließend in diesem Zusammenhang ist noch zu nennen: *Materialität der Kommunikation*. Hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt/M. 1988.

seits (S. 155) konkretisiert wird. Als immerhin nützlich erweist sich die Zusammenstellung eines typographischen Zeichenrepertoires im 4. Kapitel (mit den beiden Klassen ‚Typenmaterial‘ [alphabetische Lettern, nichtalphabetische Lettern, Ideogramme, Satzzeichen, Sonderzeichen, Typo-Signale, Buchschmuck, Blindmaterial] und ‚elementare typographisch-syntaktische Flächenformen‘ [Wortbild, Zeile und Absatz, Satzspiegel]). Geglückt ist zudem die Handhabung des Begriffs des ‚typographischen Dispositivs‘, unter dem Wehde „makrotypographische Kompositionsschemata“ verstanden wissen will, „die als syntagmatische gestalthafte ‚Superzeichen‘ jeweils Textsorten konnotieren“ (S. 119): Wehdes Nachweis (S. 126–133), daß wir beispielsweise lyrische Texte primär an ihrer typographischen Gestalt erkennen, daß sie überdies in unserer Kultur durch diese nachgerade (mit-)konstituiert werden, präsentiert eine unhintergehbare gattungstheoretische Einsicht. Insgesamt aber liest man den theoretisch-systematischen Teil der Arbeit wohl besser als eine Art Glossar zu den folgenden typographiehistorischen Analysen, die durchweg glänzend geraten sind.

In der ersten ihrer beiden Fallstudien widmet sich Wehde der Geschichte der semantischen Besetzungen der Differenz zwischen ‚deutscher‘, gebrochener Fraktur- und ‚lateinischer‘ Antiquaschrift, welche Geschichte „als ‚deutscher Sonderweg‘ innerhalb der Typographiegeschichte“ (S. 218) zu gelten hat. Die wesentlichen historischen Stationen der Analyse sind: „um 1800“ (S. 220–245), „nach 1900“ (S. 245–273), nationalsozialistische Schriftpolitik (S. 273–326). Ihren Ursprung hat die deutsche Auseinandersetzung um Fraktur und Antiqua in der Reformationszeit: Mit dem Druck der reformatorischen Schriften und der deutschsprachigen Luther-Bibel in Fraktur „zeichnet sich die diskursive Verknüpfung von gebrochenen Druckschriften, deutscher Sprache und nationalsprachlichem Bewußtsein ab“ (S. 219). Diese ursprüngliche Zurechnung müßte eigentlich für die kulturelle Positionierung der beiden Schriftarten die historische Persistenz eines binären semantischen Schematismus erwarten lassen, eine Vorstellung, die denn auch von der einschlägigen Forschung bislang immer wieder erneuert worden ist. Das Überraschende und Innovative an Wehdes Darstellung ist nun aber der Nachweis, daß der deutsche schriftkulturelle Sonderweg weniger einer geraden Bahnung folgt, als vielmehr einem Labyrinth gleicht: Der binäre semantische Schematismus tritt ein in ein Geflecht von unterschiedlichen bis heterogenen Diskursivierungen und Pragmatisierungen, innerhalb dessen eindeutige ideologische Semantisierungen der bestimmten Schriftformen und -verwendungen nicht auf Dauer gestellt werden können. So mündet der ‚Schriftstreit‘ zur Zeit der Weimarer Republik in eine Art Patt-Situation, weil die Kontrahenten die Argumente und Zuschreibungen gegenseitig voneinander übernehmen und allenfalls situativ umpolen. Dieser differenzierte Befund ist auch die Ausgangsbasis für Wehdes Rekonstruktion der nationalsozialistischen Schriftpolitik. Einerseits betreiben nach Wehde die Nationalsozialisten zunächst durchaus eine kulturelle Semantisierung der Fraktur zur Schrift ‚deutscher Art‘ (wenn auch ausschließlich im Bereich ‚hoheitlicher‘ Schriftkommunikation). Insgesamt aber stellen sie ihre Schriftpolitik auf die Erfordernisse einer modernen technisch-industriellen Gesellschaftsformation ein, wodurch sich eine Pluralisierung der Schriftformen, -verwendungen und -semantisierungen ergibt. Nachgerade verblüffend ist der Nachweis (S. 290–303), daß die genuin nationalsozialistischen Schriftschnitte wie ‚National‘, ‚Standarte‘, ‚Großdeutsch‘ oder ‚Gotenburg‘ eine Transformation der Fraktur darstellen, in die wichtige Gestaltungselemente der funktionalistischen und konstruktivistischen typographischen Avantgarden der zwanziger Jahre ein-

geflossen sind.³ Wehde hat damit das begrenzte Feld der Schriftgeschichte für die aktuelle, kontrovers geführte Diskussion über das Verhältnis von kultureller Moderne und Nationalsozialismus geöffnet.

Die zweite der typographiehistorischen Fallstudien Wehdes, deren Gegenstand die Kunsttypographie der Avantgarden (Dadaismus, Konstruktivismus) ist, entpuppt sich als ein gewichtiger Beitrag zur Erforschung der ästhetischen Moderne insgesamt. Der Rezensent hebt hier nur einige wenige der überzeugenden Argumentationsgänge hervor. Noch immer dürfte die Auffassung weit verbreitet sein, daß die kunstrevolutionären Avantgarden Ausdrucksformen und Gestaltungsmerkmale entwickelt hätten, die dann und erst sekundär von der ‚Trivialekultur‘ adaptiert worden seien. Demgegenüber zeigt Wehde, daß beispielsweise die „entfesselte Typographie Dadas“ (S. 390) die zeitgenössischen typographischen Standards der modernen massenmedialen Kommunikation, daß sie die typographischen Dispositive des modernen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens und der Werbung zur Ressource und zu Impulsgebern hat. Typographiegeschichte, wie Wehde sie schreibt, läßt die spezifische ‚Erdung‘, die gewissermaßen lebensweltliche Referenz der ästhetischen Avantgarden erkennen. Die von der Forschung zur ästhetischen Moderne wortreich beschworene Sprachskepsis etwa ist nicht ein Privileg der ‚Höhenskamm‘-Literatur, sondern insofern „epochentypisch, als auch in anderen Bereichen alternative Formen sprachbasierter oder sprachunabhängiger Bedeutungsvermittlung und Verständigung entwickelt werden“ (S. 453): „Schwitters formuliert sein Diktum ‚Die Sprache als Werkzeug ist unvollkommen‘ bezeichnenderweise nicht im Zusammenhang mit dichtungstheoretischen Fragen, sondern in seiner Programmschrift *Die neue Gestaltung in der Typographie*“ (ebd.). Typographie ist denn auch eines der wichtigsten Felder, auf denen der avantgardistische Anspruch, das Leben zur Kunst zu machen, eine seiner ebenso konkreten wie punktuellen Einlösungen findet. In diesem Zusammenhang gibt Wehde dem Leser etwa zu wissen, daß die Stadtverwaltung Hannover Schwitters damit beauftragt hat, „das gesamte Formularwesen neu zu gestalten“ (S. 440).

Eine (wohl eher unfreiwillige) Pointe ergibt sich gegen Ende von Wehdes Studie, wenn gezeigt wird, daß während des ersten Drittels des zwanzigsten Jahrhunderts „in Werbelehre und Werbepsychologie eine semiotisch dimensionierte Zeichen- und Bedeutungslehre zu Typographie entwickelt [wird], die sich teils in heutiger zeichentheoretischer Terminologie reformulieren läßt“ (S. 431). Man kann das als eine verkappte These zur Genealogie der heute aktuellen Semiotik lesen. Eher aber erhärtet sich hier noch einmal der Eindruck, daß Wehde die theoretisch-systematischen Reflexionen im ersten Teil der Untersuchung besser – und dann sehr viel weniger ausführlich – in die historische Darstellung integriert hätte, weil das, was Wehde für ihre Zwecke aus der gegenwärtigen Semiotik ableitet, sich hinterrücks bloß als Präzisierung dessen erweist, was im typographischen Diskurs lange zuvor bereits vorformuliert war. Dennoch gilt insgesamt: Wehdes Arbeit ist inso-

³ Die Behauptung allerdings, daß die Namen der genannten Schriften „keine genuin nationalsozialistischen Ideologeme“ (S. 290) bezeichneten, dürfte wohl über das Ziel hinaus geschossen sein.

fern ein Standardwerk, als mit ihr Typographiegeschichte als ein genuines und in dieser Form neuartiges Forschungsfeld der gegenwärtigen Kulturwissenschaften etabliert sein dürfte.

Universität Konstanz
Fachbereich Literaturwissenschaft
Fach D 160
D-78457 Konstanz
uwe.hebekus@uni-konstanz.de

Uwe Hebekus